

# „Nach Paris!“

Roman von Heinrich Lee.

(3. Fortsetzung.)

Das Schicksal hatte ihm keinen Sohn gegönnt. Nur eine Tochter war ihm geschenkt, und die Mutter hatte für das Kind bei seiner Geburt das Leben lassen müssen. Eine ältere Schwester von ihm nahm sich des Kindes an, noch vor dem Kriege hatte sie einen reichen Fabrikanten im Elsaß, in der Stadt Mühlhausen, ihre Hand gegeben, der Elsaß wurde dem Vaterlande entzogen, nach jahrelanger, kinderloser Ehe starb der Mann seiner Schwester, die Fabrik wurde von ihm verkauft, und das Vermögen wurde nun geteilt, die vereinsamte Frau war mit ihrem Vermögen jetzt nach Paris zurückgekehrt. Aber nein, dazu hatte sie keine Lust, sie wollte bei dem Grabe ihres Gatten bleiben. Sie kam nach Paris, um sich das Kind zu holen. Oberst — damals noch Kapitän d'Engremont hätte ihr sein Kind verweigern müssen, denn das Land, in das es die Schwester bringen wollte, war Deutschland. Aber als alleinlebender Wittwer, wieder zum Junggesellen geworden, hatte er keine Wahl, er mußte es der Schwester überlassen. „Daß mir Hortense nicht deutsch sprechen lernt“, hatte er Julie auf die Seele gebunden. Julie versprach es. Zu seiner Verabredung außerdem kannte er diese Stadt. Trotzdem sie nun Frankreich geraubt war, so war Französisch und Sprache in ihr doch ganz französisch geblieben. So nahm denn Julie das Kind mit sich — nach Mühlhausen, nach Deutschland.

Viele Jahre lang sah Oberst d'Engremont sein Kind nicht wieder. Jeden Monat kam von Julie an ihn ein Brief über Hortense, der ihn in seinen Vaterpflichten voll auf beruhigen durfte. Julie nahm sich des Mädchens mit einer Sorgfalt an, als wäre es ihr eigenes Kind. Nachdem Hortense älter geworden war und schreiben gelernt hatte, lag dem Briefe Julians auch jedesmal ein zweites Briefchen bei — mit kindlichen, steifen Zügen, die sich aber mit der Zeit immer gefälliger gestalteten in ihrer Klarheit, Einfachheit und Energie einen Rückschluß auf den sich entwickelnden Charakter der Schreiberin zuließen. Was Hortense schrieb, waren freilich nur kleine, unbedeutende Mittheilungen aus ihrem friedlichen und geordnet dahinschreitenden jungen Leben, die aber dem Oberst immer von Neuem die Gemüthsruhe gaben, daß sie nirgends in der Welt besser aufgehoben sein konnte, und daß ihre Erziehung von Julie ganz in dem Sinne geleitet wurde, als wenn er nach dem landesüblichen Brauche das heranwachsende Mädchen in ein Kloster gegeben hätte. Erst nach der „Katastrophe“, das heißt nach seiner Verabschiedung, fühlte er, düsteren Gedanken hingegeben, das Bedürfnis, sein Freizüg und Blut nun wiederzufragen. Sollte er sich selbst zu seiner Schwester auf die Reise machen? Nein! Er hatte sich geschoren, dieses Deutschland mit seiner Stiefelschleife zu berühren. So kam Julie mit Hortense auf seinen Wunsch nach Paris. Hortense war eben vierzehn Jahre alt geworden, und Oberst d'Engremont konnte auf das hübsche Mädchen, das ihn nun als Vater umarmte, stolz sein. Sie trug ihr erstes langes Kleid, aber sie war noch so unbedarft, so frisch wie ein Kind. Aus ihren braunen Augen strahlte ein steter warmer Sonnenschein; wenn sie mit ihrem Vater, begleitet von der Tante, durch Paris fuhr, so schlug sie über die Heerlichkeiten, die sie hier zum erstenmale sah, jubelnd die Hände zusammen, sie plauderte, sie lachte, der Vater war ihr nicht fremd, sie nannte ihn mit einer Liebe „Papa“, als hätte sie ihn immer gekannt. Wenn die sonstige Erziehungsmethode die meisten französischen jungen Mädchen zu einer Art von Treibhauspflanze machte, so war Hortense wie eine auf der Wiese gewachsene Blume, die jeden, der sich ihr näherte, mit ihrem Duft erquickte. Oberst d'Engremont war mit dem Erziehungsmerk seiner Schwester zufrieden. Eines Tages aber machte er eine ihn in Harnisch bringende Entdeckung. Hortense sprach deutsch. Es kam zwischen ihm und seiner Schwester zu einem harten Aufrüst.

„Dafür kann ich nichts“, erwiderte Julie ruhig, „in Mühlhausen hat sich manches geändert. Man hört jetzt hier deutsch überall. Was in meinen Kreisen stand, um mein Verprechen zu erfüllen, habe ich gethan. Ich habe Hortense deshalb auch in keine öffentliche Schule geschickt. Sogar französische Dienstmädchen habe ich gehalten. Sie hat es trotzdem gelernt. Von meiner eigenen Meinung darüber spreche ich nicht. Denn daß ich Deinen Chauvinismus für unverständlich halte, das habe ich Dir niemals verhehlt.“

Oberst d'Engremont war über diese unliebame Entdeckung so in Zorn, daß er auf der Stelle beschloß, Hortense nunmehr bei sich zu behalten. Aber Hortense stand jetzt in einem Alter, in welchem sie, wie ihm Julie mit allen Gründen auseinandersetzte, weibliche Aufsicht nicht entbehren konnte. Was wollte er mit dem vierzehnjährigen Mädchen in seinem Haushalt anfangen? Auch war der Schaden damit nicht wieder gut zu machen. Das Ende war, nach einigen Wochen reiste Julie mit Hortense, nachdem sie ihren Vater herzlich auf die Wangen geküßt und ihm aus dem Koupee noch taufend

Rufhände zugeworfen, wieder nach Mühlhausen zurück.

In dem Leben von Oberst d'Engremont war eine neue Epoche eingetreten, die Politik, die alle übrigen Gedanken in ihm, auch die an seine Tochter, in den Hintergrund drängte. Er war in den Gemeinderath gewählt worden. Die Wahl war wie eine Schlacht gewesen, nur daß sie noch viel heftiger verlaufen war als die acht Schlachten, in denen Oberst d'Engremont im Kriege mitgefochten hatte. Diesmal aber war die Schlacht siegreich gewesen; für die nächsten drei Jahre — so lange dauerte das Mandat eines Gemeinderathsmitgliedes — hatte also Oberst d'Engremont, getragen von dem Vertrauen seiner Mitbürger, das Wohl der Stadt zu vertreten. Außer dem, was von seinen Gegnern schon gesagt worden ist, hielten sie natürlich auch mit dem Einwand nicht zurück, daß ein Mann, der zeitweise sich nur mit dem militärischen Dienst beschäftigt habe, keine Übung in kommunalen Angelegenheiten haben könne. Dieser lächerliche Einwand richtete sich von selbst. Arbeitete man sich in solche Sachen hinein, so erlernte man sie auch, und zweitens — auf was kam es denn in erster Reihe an? Auf die politische Haltung kam es an! Ob eine Kaufmanns-, eine Kanalarbeiter-, eine Schulhaus-, eine Arbeiter- oder eine republikanische, oder von imperialistischem, oder von nationalitätem Interesse war, darauf kam es an! Das Quartier, welches Oberst d'Engremont mit seinem Mandat vertrat, lag auf dem Montmartre. Wieder hatte man sich bei der Wahlagitation überzeugt, daß der Titel eines Oberst von der Armee noch immer eine bestechende Wirkung auf die Wähler ausübte. Nur eine einzige dunkle Wolke lag am Horizont. Das waren die nach den schon besagten drei Jahren bevorstehenden Neuwahlen. Würde der Gemüthliche dann das Mandat siegreich behaupten? — Oberst d'Engremont hatte manchmal über diese Frage peinliche Träume. Nur Träume — Gott sei Dank. Noch hatten die Neuwahlen ja bis zum Jahre 1900, dem Ausstellungsjahr, Zeit.

Fünf Jahre waren vergangen, seit der Oberst zum letztenmal sein Kind gesehen hatte, als eines Tages aus Mühlhausen ein Brief an ihn antam, der auf der Adresse nicht wie sonst die handschriftliche seiner Schwester, sondern diejenige Hortense's trug und der den Oberst in die größte Aufregung versetzte. Hortense teilte mit, daß die Tante sich eine schwere Erkältung zugezogen habe, die hoffentlich bald vorübergehen würde, wenn sie auch jetzt das Bett hüten müßte. Außerdem aber bedauerliche ihm Hortense noch von etwas anderem. Ein junger Mann, ein Deutscher, ein Ingenieur, hatte sie um ihre Hand gebeten. Wenn sie auch fühlte, so schrieb sie, daß, so lange die Tante noch nicht außer Gefahr war, sie nicht an sich selbst denken würde, viel weniger noch an eine solche Liebes- und Heirathsangelegenheit, so sei doch gerade die Krankheit der Tante die Ursache dazu gewesen, und die Tante, die mit dieser Verbindung sehr einverstanden und wahrhaft erfreut darüber sein würde, hätte selbst gewünscht, daß sie ihm sofort Mittheilung davon mache. „Ich weiß, lieber Papa, von Tante Julie“, so lautete weiter der Brief, „daß Du kein Freund der Deutschen bist, aber wenn Du Altdorfer, so heißt er, und ich finde, es ist ein sehr hübscher Name, kennen lernen würdest, so wirst Du Dich selbst überzeugen, was er für ein lieber, tüchtiger und guter Mensch ist. Tante Julie behauptet, ich sei durch und durch Französin — Pariserin — geblieben, nicht nur mit meiner immer guten Laune, meiner Schwachheit und meiner schredlichen Eitelkeit, sondern auch mit meinem praktischen Wesen und meiner Vernünftigkeit, und deshalb wäre ich so eine große deutsche Liebe gar nicht werth. So viel aber fühlte ich, lieber Papa, daß Du mich, wenn Du Deine Einwilligung gibst, sehr glücklich machen würdest. Es versteht sich von selbst, daß Altdorfer noch bei Dir persönlich um mich anhalten wird, nur muß ich ihm wohl erst durch diesen Brief, lieber Papa, von Dir die Erlaubnis dazu verschaffen. Das schönste wäre, wenn Du telegraphieren würdest, dann ist Altdorfer übermorgen bei Dir in Paris, und dann würde, sehr, sehr glücklich sein Deine Dich innig liebende Hortense.“

Oberst d'Engremont las noch einmal diesen Brief, dann zerknitterte er ihn und warf ihn in die Ecke. Ein Deutscher! Ein Deutscher sein Schwiegerohn!

Es war weniger Hortense, der sein Angerathen galt, als vielmehr seine Schwester. Sie hatte es zugelassen, sie hatte der Sache wahrscheinlich noch Vorbehalt gelassen, sie war damit „einverstanden“. Aber es geschah ihm recht. Er hätte Julie besser tennen sollen. Schon als Kind hatte sie etwas Verschrobene's gehabt und mit den Portierskindern gespielt. Sie hätte, eine geborene d'Engremont, sonst auch keinen gewöhnlichen Fabrikanten geheiratet, es war eine sogenannte Liebesheirat. Allein sie trug die Schuld. Sie allein!

Gottlob aber — er wurde ruhiger. Noch war nichts zu spät. Ganz einfach, er schrieb sofort an Hortense, daß er seine Einwilligung unweigerlich verleihe. Noch mehr — daß sie sofort abreisen und zu ihm zurückkehren sollte. Wenn Julie krank war, so würde sich eine andere Pflegerin für sie finden. Ohnehin — Hortense war jetzt neunzehn Jahr. Sie brauchte

keine Beaufsichtigung mehr — am wenigsten eine, wie sie seine Schwester an ihr ausgeübt, die Resultate davon traten ja jetzt zu Tage. Hortense konnte jetzt in seinem Hauswesen die Leitung der Wirtschaft übernehmen, und das dachte sehr gut, denn Madame Bourcier, die bisher dieses Amt versehen, hatte zum nächsten Quartal getübt. Unzweifelhaft, wenn sie erst in Paris war, würde Hortense diesen deutschen Herrn verlassen. Stellte ihr nach ihren eigenen Worten nicht Julie selbst das Zeugnis aus, daß sie ein vernünftiges Mädchen war? Also! Noch war nichts zu spät!

Oberst d'Engremont setzte sich an seinen Schreibtisch. In diesem Augenblick brachte ihm der Diener ein soeben abgegebenes Telegramm. Es war von Hortense und lautete:

„Tante Julie im Sterben. Sie verlangt nach Dir. Komme sofort.“ Die Nachricht erschütterte ihn. Von allen seinen einstigen Angehörigen war nur noch Julie am Leben. Persönlich hatten die Geschwister wenig im Verkehr miteinander gestanden, auch ihre Charaktere hatten wenig zusammen gepaßt, aber sie fühlten doch immer das gemeinsame Blut, und eins wußte vom anderen, daß es in der Noth an ihm einen Anhalt, eine Hilfe hatte. Nun drängte sich plötzlich eine finstere Gestalt zwischen sie — der Tod!

Noch an demselben Abend reiste der Oberst ab. Beim frühen Morgen grauen traf der Zug in Straßburg ein. Als sich an dem bläulichen Frühmorgen der rote deutsche Münsterthurm abzeichnete, schloß Oberst d'Engremont als guter Patriot die Augen. Dann rollte der Zug südwärts, zur Rechten im Westen eine ferne blaue Bergkette — es waren die Vosgen. In der weiten, grünen Ebene wurde eine Stadt sichtbar. Aus unzähligen, hohen Schornsteinen zogen schwarze Rauchwolken über sie hin und bedeckten weit und breit die Wege mit Kohlenstaub. Das war Mühlhausen.

Hortense hatte auf dem Bahnhof ihren Vater erwartet. Sie eilte auf ihn zu und umschlang ihn. Oberst d'Engremont hätte seine Tochter sonst wohl kaum wieder erkannt, eine so große Dame war sie geworden. Sie hatte Thränen in den Augen. Tante Julie war tot.

Auf der Fahrt in die Stadt erzählte sie, wie es so schnell gekommen war. Noch in der Nacht hatte, nachdem ein hochgradiges Fieber hingezögert war, ein Lungenschlag dem Hortense so theuren Leben ein Ende gemacht. Auch er, der alte Soldat, wuschte sich bei dieser Nachricht eine Thräne aus dem Auge. Was Tante Julie ihm noch zu sagen gehabt hatte, das wußte Hortense nicht. Bei der großen, wahrhaft mütterlichen Liebe, die sie für ihr angenommenes Kind gehabt hatte, war es sicherlich nur die Sorge um sie, vielleicht ein dringliches letztes, gutes Wort, das sie für Altdorfer bei ihm noch hatte einlegen wollen.

„Dann wollen wir nach dem Begräbniß reden“, unterbrach der Oberst sie. Das Begräbniß fand statt, und ein zahlreiches Trauergesolge gab Tante Julie das letzte Geleit. Kamentlich sah man hinter ihrem Sarge viele arme Leute gehen, denn Tante Julie war eine große Wohlthäterin gewesen. Hortense sah in dem schwarzen Trauerkleid, das ihre schlante Gestalt umspannte, brüderlich schön aus. Ihr fein geschnittenes, blaßes Gesicht war nun von den großen braunen, jetzt gleich der Sonne, deren Glanz sich hinter trüben Wölkern verbirgt, leuchtenden Augen belebt. In leichten Wellen fiel über ihre weiße, schmale Stirn und die rötlichen Ohren das kastanienbraune Haar. Wer sie sah, meinte, daß sie noch niemals schöner gewesen sei, als so in ihrer ersten Trauer.

Nach der Beerdigung, noch an demselben Tage, hatte Oberst d'Engremont mit seiner Tochter eine lange Unterredung. Wenigstens das war ihm von diesem deutschen Herrn lieb, daß er so viel Feingefühl gehabt, sich während dieser Trauertage fernzuhalten, ein Feingefühl, das Oberst d'Engremont von einem Deutschen vielleicht nie erwartet hätte. Hortense sollte erst erzählen, wie sie zu der Bekanntschaft dieses Herrn gekommen war. Das war sehr einfach. Herr Altdorfer hatte einige Monate in Mühlhausen wegen einer neu errichteten Fabrik zu thun gehabt, und bei einem Restaurateurs war er Tante Julie und ihr vorgestellt worden. Der Zufall, der gesellschaftliche Verkehr in der Stadt führte ihn dann noch öfters mit den Damen zusammen. Schließlich lud ihn Tante Julie, weil sie so viel Gefallen an Altdorfer fand, zu ihren „Mittwochen“ ein. Als die Tante erkrankte, sprach Altdorfer vor, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Zum erstenmal war Hortense mit ihm ganz allein, da kam es über seine Lippen.

„Papa, ich liebe ihn“, sagte Hortense, und erröthend barg sie die Arme um ihres Vaters Hals schlingend, den Kopf an seiner Brust.

„Wo ist der Herr?“ fragte Oberst d'Engremont, sich noch bemerkend. Altdorfer hatte ihr versprochen müssen, so lange, bis vom Vater die Antwort eintraf, nicht mehr in's Haus zu kommen. Selbst als der Tod der Tante fund wurde, hielt er sich an das Versprechen, und es traf von ihm nur ein schriftliches Zeichen seines Beileids mit einer Blumenpönde ein. Dem

Sarg war er gewiß gefolgt, nur so, daß sie ihn nicht sah — er hatte sich wohl zu den armen Leuten gefüllt. Auch wußte er nun wohl, daß der Vater da war, und so wartete er auf Befcheid von ihr. — „Ja“ oder „Nein“. Hortense verstummte.

„Nein!“ fuhr Oberst d'Engremont heftig heraus, „und Du weihst, warum.“

Hortense wußte es. „Hätte Julie, hätte Deine Tante ihre Pflicht an Dir gethan, sie hätte es nie so weit kommen lassen, sie hätte Dich gemocht.“

„Sag nichts Böses auf Tante Julie, Papa, sie hat nichts davon gewußt, nichts geahnt.“

Zum erstenmal in seinem Leben befaß sich Oberst d'Engremont in einem veritablem Seelenkampf. Er liebte sein Kind, das merkte er jetzt — jetzt, wo ihm Hortense davon sprach, daß ihr Glück in seiner Hand lag. Er spürte ferner eine ganz erbärmliche Schwäche an sich — „Gutmüthigkeit“ hätten es vielleicht minder strenge Leute genannt — die ihn dazu verführte, diesem „Glück“ seines Kindes nachzugeben oder wenigstens insofern Hortense Bitte zu willfahren, diesen Mann zu sich zu lassen, ihn tennen zu lernen. Aber in diesem kritischen Augenblick dachte er noch richtig an etwas, was ihn wieder hart, unbefugsam machte — an die „Partei“! Oberst d'Engremont, der seine Tochter einem Deutschen zur Frau gab! Dann hatten seine Segner gewonnenes Spiel, und bei den Neuwahlen fiel Oberst d'Engremont mit Pauken und Trompeten durch.

Weder wünschte ich einleitend mit dem Herrn, noch kann ich Dir meine Einwilligung geben. Dabei bleibt es!“ sagte er mit einer Stimme, die Hortense daraus entnehmen mußte, sie habe keine Hoffnung mehr. „Weil Dir das Glück Deines Kindes weniger am Herzen liegt, als Deine Politik, Dein Ehrgeiz, Vater!“

Erst wußte er auf diesen Vorwurf seiner Tochter keine Antwort. Dann aber doch — und nun fand sein von diesem Seelenkampf zermürbtes Gemüth auch wieder die nötige Beruhigung, ja eine erhabene Befriedigung. Nein, er war kein grausamer Vater, er war nur ein großer Patriot.

„Meine Person gehört dem Vaterland — nenne nicht das Ehrgeiz, was nur meine Pflicht ist. Gerade weil ich Dein Vater bin, gerade darum sollst Du das zu allererst begreifen. Du wirst diesen Herrn verheirathen, das garantire ich Dir. Ich nehme Dich jetzt mit mir nach Paris, Julie hat uns ein hübsches Vermögen hinterlassen, Du wirst das Pariser Leben tennen lernen. Du wirst Dich zertreiben, Du bist hübsch, alle Welt wird Dir den Hof machen, und in zwei, drei Jahren wirst Du einen anderen heirathen, einen Mann, der Dir nicht weniger convenient wird als mir.“ Ich sage — das garantire ich Dir!“

„Es ist selbstverständlich“, sagte sie, und ihre Stimme klang seltsam verändert, „daß ich mich Deinem Willen nicht widersetze, denn Du bist mein Vater. Ich gehöre Dir also. Herr Altdorfer soll von mir erfahren, daß ich seinen Antrag nicht annehmen kann.“

Allerdings war das nur selbstverständlich. In anderen Ländern mochten die Kinder, wenn die Liebe in's Spiel kam, manchmal gegen den Willen ihrer Eltern handeln. War aber die Stadt, in der Hortense aufgewachsen und erzogen war, auch dem Namen nach deutsch — die torrekten, in dem Begriff „Gesellschaft“ wurzelnden französischen Familienanschauungen hatten sich doch hindereinander in ihr erhalten. Auch Hortense kannte keine anderen.

„Du wirst dem Herrn also schreiben? Ich brauche mich darum nicht mehr zu kümmern?“ fragte Oberst d'Engremont am Ende dieses Gesprächs.

Ein hartes, ironisches Lächeln flog über Hortenses Gesicht. „Nein, Papa, darum brauchst Du Dich wirklich nicht zu kümmern.“

Die Sache war Gottlob abgethan. Ein paar Tage später, nach Verbrennung der Erbchaftsangelegenheiten, reiste Oberst d'Engremont mit seiner Tochter nach Paris zurück.

Zwei Jahre waren seit dieser Zeit vergangen. Wenn Oberst d'Engremont Hortense damals gefagt hatte, er „garantiere“ ihr, daß sie die Affaire in Paris bald vergessen haben würde, so schien seine Prophezeiung allerdings in Erfüllung gegangen zu sein. Man sah Hortense mit ihrem Vater bei allen großen Rennen, in den Theatern, den Concerten, bei den Empfängen des Präsidenten im Elysee, auf dem Nachmittagscorso im Bois de Boulogne, wo sie mit bewundernswürdigem Gehil häufig einen zweifelhafte Cab selber fuhrte, auf den großen Wohlthätigkeitssabagen und allen sonstigen dertartigen Gelegenheiten. Nach dem im Juni stattfindenden Grand Prix reiste sie mit ihrem Vater wie die ganze übrige vornehme Pariser Welt in die Bäder oder auf's Land, und wer das schöne Mädchen und die glänzenden Toiletten, die sie immer trug, sah, mußte allerdings gesehen, daß ihr nichts fehlte, was sich ein junges Mädchen zu ihrem Glück nur wünschen kann — Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum. Glücklich sah Hortense auch aus. Anders als die bloßen Gesichter der anderen vornehmen Pariser Damen hatten ihre Wangen ei-

nen rosigen Schimmer behalten. Alle anderen Damen puberten sich noch dazu — Hortense nicht, die Farbe der Gesundheit freute sie. Obwohl die Pariser Gesellschaft, in die Hortense jetzt eingetreten war, an Schönheiten wahrlich nicht arm war, so rief ihre Erscheinung doch die allgemeine Aufmerksamkeit hervor. Dabei war sie heiter, liebenswürdig, ungezwungen, ihre Unterhaltung war voll Geist und ihre Toiletten zeigten den feinsten Geschmack. Kam sonst eine junge Dame aus der Provinz nach Paris, so bedurfte es immer, ehe sie die nötigen Pariser Schulung erlangte, einer gewissen Zeit. Hortense aber machte den Eindruck, als wäre Paris ihre Heimath. Dazu kam allerdings, daß die Verhältnisse, in denen sie lebte, etwas Außergewöhnliches hatten. Obwohl junges Mädchen, so übte sie in dem Hause ihres Vaters — Oberst d'Engremont bewohnte jetzt, seit der Erbschaft von seiner Schwester, in den Champs Elysees ein eigenes Hotel — doch selbstständig die Honneurs aus. Schon das mußte ihr eine große Selbstständigkeit verleihen. Wer jedoch von Engremont nicht kannte, der hielt sie, wenn er sie erblickte, beinahe für eine junge Frau.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß Hortense unter der Herrenwelt wahres Furore machte. Männer von Rang und Namen legten ihr ihre Anträge zu Füßen, aber Hortense theilte nur Körbe aus. Nicht selten kam es darüber zwischen ihr und ihrem Vater zu Controversen, aber dann erwiderte Hortense:

„Wenn ich heirathen soll, dann muß ich eine Neigung dazu spüren. Ohne Neigung zu einem Manne heirathe ich nicht. Besser, als es jetzt ist, wünsche ich mir mein Leben nicht mehr. Auch Du, Papa, wüßtest doch nichts dabei gewinnen. Laß mich bei Dir, so fühlte ich mir uns beide wohl!“

Hierauf entgegnete Oberst d'Engremont seiner Tochter nichts mehr. Hortense hatte recht. Außerdem war sie noch jung. Daß sich schließlich ein geeigneter Bewerber, der auch ihre Neigung erwiderte, noch finden würde, das hand natürlich fest. Also hatte es mit ihrer Heirath Zeit.

So wenigstens hatte es in dieser Beziehung mit Hortense noch bis vor wenigen Monaten gestanden. Die Vorbereitungen zu den Neuwahlen hatten begonnen, und diesmal, angesichts der ganzen politischen Lage, versprochen die Kämpfe noch hitziger zu werden, als bei der vorigen Wahl. Auch die Partei vom Oberst d'Engremont hatte ihre Hilfschaaren aufgeboden. Man sah Hortense jetzt mit ihrem Vater seltnere. Er hatte höchst wichtige Zusammenkünfte, er hatte in seinem bisherigen Stadtsitz, für den er nun von Neuem candidiren sollte, zum Volk hinabzusteigen, Reden zu halten und vor allem Reden zu lernen. In das vornehme kleine Hotel in den Champs Elysees kamen jetzt Leute, die man nie vorher darin gesehen hatte. Zu diesen Leuten gehörte auch der junge Graf Montrejeu.

Graf Montrejeu war Mitglied des Wahlcomites. Auf diese Weise hatte der Oberst seine nähere Bekanntschaft gemacht. Der Graf war der letzte seines Hauses, das leider, wie allgemein bekannt, total verarmt war, was aber nicht hinderte, daß der junge Graf eine sehr comfortable Junggesellenwohnung nebst Dienerschaft hatte, verschiedene dienspielerische Clubs angehörte und auch sonst ein Leben führte, wie es seinem alten, vornehmen Namen zum. Woher er die Mittel dazu nahm, das wußte man nicht. Wahrscheinlich hatte er geduldige Gläubiger, die damit rechneten, daß er einmal eine reiche Heirath machen würde. Seit einiger Zeit verging kein Tag, an dem der Graf nicht wenigstens einmal zu dem Oberst ins Haus kam. Die Dienste, die er der Partei und im speciellen dem Oberst leistete, waren unschätzbar. Er verfügte über ein System, die Wählerkraft zu bearbeiten, das fast etwas Räthselhaftes hatte. So war es ihm zum Beispiel gelungen, in dem Wahlbezirk des Obersten sämtliche Schlächter, Metzger und Gefellen, auf die Seite der Partei zu bringen — einfach dadurch, daß er den Vertretern dieses ehrenhaften Handwerks im Vertrauen erzählte, die Partei würde dafür eintreten, daß der häßliche Joll, der auf das von auswärtigen anlangende geschlachtete Fleisch erhoben wurde, erhöht werden sollte — nur wünschte, wie er hinzufügte, die Partei vorläufig aus Opportunitätsgründen diesen Punkt des Programms als Geheimniß zu behandeln. Auch vor Oberst d'Engremont durfte dieses „Geheimniß“ nicht „gelüftet“ werden, denn bei seinen „streng soldatischen Anschauungen“ hätte sich der alte Herr wahrscheinlich nicht ganz einverstanden damit gezeigt. Natürlich betheiligte sich Graf Montrejeu auch als Journalist. In einer gewissen Zeitung las man unter einem allen Parteigenossen bekannten Pseudonym gelegentliche Artikel von ihm. Dazu sein Name, seine Verbindung mit dem höchsten Adel, turs, Graf Montrejeu war für die Partei eine unschätzbare Kraft, und demzufolge für den Oberst auch. Nur Hortense sah den Grafen nicht gern, und deshalb kam es zwischen ihr und ihrem Vater manchmal zu kleinen Szenen. So war es erst gestern gewesen.

„Du behandelst ihn mit einer Räte, einer Abweisung“, sagte der Oberst zu ihr, „Du stößt ihn direkt vor den Kopf. Der Graf ist mein Freund, er

leistet mir und der Partei die nützlichsten Dienste, ich muß also von Dir verlangen, daß Du das berücksichtigst, daß Du artig zu ihm bist.“

„Ich bin genau so artig und rücksichtsvoll zu ihm, wie er es verdient. Nur seine Komplimente, seine Schmeicheleien kann ich nicht ausstehen“, erwiderte Hortense. „Das Beste wird eben sein, ich vermeide fortan jede unnütze Begegnung mit ihm.“

Das war wieder ihr Trostlopp. Zum Glück trat ein Diener ein mit der Meldung, daß man den Oberst zu sprechen wünsche, und das Gespräch wurde nicht fortgesetzt.

„Ich gehe in den Tuileriegarten zum Concert. Wenn etwa Graf Montrejeu kommt und mir etwas Dringendes zu sagen hat, so melde Sie ihm, daß ich ihn dort erwarte“, hatte der Oberst vorher beim Verlassen seines Hotels dem Concierge gesagt.

Die Musik im Tuileriegarten und der Spaziergang über die Place de la Concorde, durch die Rue Royale, die Rue Rivoli und den Louvrefhof war doch die einzige Erholung, die sich der Oberst in diesem aufgereagten Abschnitt seines Lebens gönnte.

Das schöne deutsche Tonstück war vorüber. Das Publikum applaudirte, und zwar viel lebhafter, als es sonst zu applaudiren pflegte. Schon das war ein Beweis, wie weit es leider mit dem Pariser Volk gekommen und wie notwendig eine Partei von der Richtung war, wie sie Oberst d'Engremont vertrat. Es gab viel aufzuräumen unter seinem armen, irgeleiteten Volk.

Von dem großen Marmorbasin her, auf dem, von der bunten Rinderschaar und den dazu gehörigen Dienstmädchen und Bonnen umringt, die kleinen Schiffchen schwammen, kam jetzt ein inner Mann. Er war in tadellostem Salomanzug — Lackstube mit eingestrichen hellgrauen Wänden, weißer Weste von modernstem Schnitt, in der sein behandschulenes Rechten ein Stöckchen mit goldenem Knopf und im Auge ein Monocle ohne Einfassung und ohne Band. Esen wandte er nach der Kindergruppe noch einmal den Kopf zurück, und sein Blick schien einem netten Dienstmädchen zu gelten, dann setzte er seinen Weg fort. Sein Gesicht mit dem kleinen, zierlichen, schwarzen Schurrbüchchen hatte unbedeutend hübsch genannt werden dürfen, wenn es nicht so verblet ausgesehen hätte. Es war Graf Montrejeu.

Bevor Graf Montrejeu Politiker geworden war, hatte er eine Zeitlang in seinem noch so jungen Leben „den schwarzen Talar des Rechtsbefähigten“ getragen, dann ging er, weil es im Justizpalast nicht immer sehr amüsan ist, in ein Ministerium über, das wenigstens die Aussicht auf staatsmännische Karriere bot. Aber auch diese Thätigkeit sagte ihm nicht zu, denn andere und wichtigere Dinge nahmen ihn zu sehr in Anspruch, die Rennen, die Theater, die Varietebühnen, die Damen aus den Parietebühnen, für die er Koupellets dichten mußte, gewisse kleine, späte Soupers im oberen Stockwerk des Cafe de Paris, zu denen er als anerkannter Autorität auf diesem Gebiete die Menüs entwerfen mußte, der Automobilspitz — wenn er sich aus leidigen finanziellen Gründen auch selber ein solches Fahrzeug verschaffen mußte, so hatten doch seine Freunde genug davon — und schließlich, als unter diesen wichtigen Dingen das allerwichtigste, das Spielzimmer im Club. So gab er nothgedrungen auch das Ministerium auf, schon deshalb, weil man ihm im Ministerium selbst zu diesem Entschluß getrieben hatte. Eines Tages landete er also in einer Redaktion. Der Duft der Druckerwärme, der das ganze Haus erfüllte, hatte sofort etwas Sympathisches für ihn. Hier, das stand sofort für ihn fest, wollte er Hütten bauen. So war Graf Montrejeu in die Politik hineingerathen, so auch in ihre Coullissenwelt, so hatte er die Bekanntschaft des Oberst und vor Allem auch seiner reizenden Tochter gemacht.

Er war in Hortense verliebt. Das stand positiv fest. Andere weibliche Geschöpfe interessirten ihn nicht mehr, mochte jetzt Koupellets für sie machen und Menüs zusammenstellen, wer Lust dazu hatte. Aber Hortense war nicht nur reizend, entzückend, sie war auch reich. So eine Frau brauchte er gerade; daß sie etwas spröde zu ihm that, das machte sie für ihn nur noch begehrenswerther, das gab ihr nur noch einen Reiz mehr. Der Einwilligung ihres Vaters konnte er sicher sein, und das übrige ergab sich von selbst. Hortense konnte ihm nicht ernstlich widerstehen. Die Hauptsache war, daß er erst einmal allein, ohne Zugen, mit ihr war. Bei jedem anderen Mädchen wäre das natürlich kaum möglich und auch gar nicht notwendig gewesen. Anders aber bei den außergewöhnlichen Verhältnissen Hortense's. Das „Ja“ zuerst von ihren eigenen Lippen empfangen — es mußte ein besonderer Genuß sein.

In der That hatte Graf Montrejeu, bald nachdem der Oberst das Haus verlassen, darin vorgeschrieben. Der Concierge gab ihm den von seinem Herrn hinterlassenen Befcheid. „Dann melden Sie mich dem gnädigen Fräulein.“

Er hatte Hortense von der Straße aus am Fenster gesehen, bei seinem Anblick war sie zurückgewichen — sehr begreiflicherweise. Der Concierge teilte mit der Antwort zurück:

„Das gnädige Fräulein ist nicht zu Hause!“

(Fortsetzung folgt.)